

Friedrich Christian Delius, Vortrag Universität Rostock 24. Okt. 2019

Sehr geehrter Herr Rektor Scharek,
sehr geehrte Frau Dekanin Gärtner,
sehr geehrte Frau Professorin Kumlehn,
meine Damen und Herren,

ich bedanke mich für die Ehre, die Sie mir erweisen, bedanke mich für den Dokortitel, den Sie mir heute verliehen haben, und die viel zu schmeichelhafte Begründungen und danke Ihnen für die Würde dieser Feier. Das Motto Ihrer Universität, *traditio et innovatio*, gibt mir Gelegenheit, zunächst und ohne weitere Umschweife einen Blick auf die Tradition zu richten.

1

Vor fast hundert Jahren schrieb sich ein nicht mehr ganz junger Mann an der Theologischen Fakultät der Universität Rostock ein, nur für zwei Semester. Ein fünfunddreißigjähriger Familienvater, drei Kinder, bald ein viertes, ehemaliger Marineoffizier, zum U-Boot-Kapitän aufgestiegen, nach der Niederlage des Kaiserreichs aus allen Gewissheiten und Bahnen geworfen, nichts gelernt außer Schießen, Gehorchen, Befehlen, null Vermögen, aus dem völlig verarmten mecklenburgischen Landadel stammend und auf Almosen der Verwandtschaft angewiesen, als Gärtnerlehrling wegen Pleite der Gärtnerei bald wieder entlassen, als kleiner Angestellter bei der Mecklenburgischen Hagelkasse dank der Protektion eines Onkels geduldet, an einer wochenlangen Lähmung seiner Beine so schwer erkrankt, dass man mit seinem Tod rechnete, während der wochenlangen Genesungszeit auch dank seiner frommeren Frau von einer religiösen Erleuchtung erweckt, die ihn, ich will es kurz machen, so verwandelte und beseelte, dass man ihn drängte, selber zu predigen, was ihn schließlich zu seiner Berufung führte, Prediger werden zu wollen, ein geschulter Laienprediger, Volksmissionar sagte man damals. Deshalb schickte ihn die Wichernvereinigung, der er sich anschloss, zur Fundierung seiner theologischen Kenntnisse für zwei Semester auf die Universität seiner Heimatstadt Rostock. Dieser junge Mann - die Leserinnen und Leser meiner Bücher haben es längst erahnt - war mein Großvater.

„Aber es war nicht so einfach für mich“, schrieb er Jahrzehnte später in seinen Erinnerungen. „Ich war natürlich wesentlich älter als die normalen Theologiestudenten. Ich war wirklich absoluter Laie, hatte für Philosophie schon gar kein Verständnis, und die Theologie als Wissenschaft war mir auch sehr fremd. Eine richtige Anleitung, was denn in meiner besonderen Lage für mich wichtig war, fehlte mir auch. Dann wurde Professor Hilbert, um dessentwillen ich eigentlich nach Rostock gehen sollte, als Superintendent nach Leipzig berufen.“ Ein anderer Professor war ihm zu liberal, ein dritter zu kühl. Den passenden Lehrer fand er erst in einem Professor Hupfeld, doch am Ende lernte er offenbar von den Bibelkreisen mehr als von den Rostocker Professoren.

Weshalb erzähle ich Ihnen diese Geschichte? Als die überraschende Nachricht kam, man wolle mir in Rostock einen Ehrendoktor zusprechen, einen theologischen sogar, dachte ich sofort an ihn: eine schöne, ja lustige familiengeschichtliche Pointe. Dort der hilflose, überforderte junge erzmonarchistische Großvater, der sich schon damals, 1925!, abgestoßen fühlte von den, ich zitiere, „liberalisierenden Gedanken bei den Studenten“ - hier sein altgewordener erdemokratischer, linksliberaler Enkel. Wir beide in verschiedenen Rollen in den gleichen Sälen dieser Universität. Doch jede Pointe birgt einen Widerspruch: Der junge Mann damals hatte es in jeder Beziehung schwerer als ich in seinem Alter, sehr viel schwerer, in jeder Lebensphase. Er hätte eigentlich eine Anerkennung verdient. Wenn man das Elend und die Plackerei nach dem Ersten Weltkrieg bedenkt, den Zusammenbruch des geradezu irrsinnigen Glaubens an den Kaiser, dazu die persönliche Niederlage eines einst so stolzen Seeoffiziers, nach sechs Jahren ohne Uniform immer noch nicht auf einen sogenannten grünen Zweig gekommen zu sein und die Familie ernähren zu können, dann, so geht es mir immer wieder durch den Kopf, müsste eigentlich diesem wackeren Kurzzeit-Studenten, der sich im Rausch seiner Erleuchtung den Mühen der Theologie zuwendet, der Ehrendoktor zuerkannt werden.

Ich weiß, hohe Damen und Herren der universitären Gremien, das würden die Regeln nicht erlauben. Aber mir ist es erlaubt, Ihnen und jetzt seit fünf Minuten meinen Ehrendoktor diesem armen Studenten zu widmen. Nicht nur aus spätem Mitgefühl mit dem Vorfahren, sondern weil auch die Universität Rostock dazu beigetragen hat, dass er zu dem wurde, was er werden wollte, ein Prediger. Und weil dieser Prediger dann ungewollt dazu beigetragen hat,

dass ich zu dem wurde, der ich werden wollte, ein Anti-Prediger oder Nicht-Prediger, ein Anti-Ideologe jedenfalls, ein Liebhaber der denkerischen und literarischen Vielfalt. Und das nicht zuletzt deshalb, weil dieser Prediger mit ziemlich reaktionären politischen und extrem strengen theologischen Ansichten unterwegs war und trotzdem nicht in ein Klischee passte. Ein protestantischer Untertan einerseits. Andererseits als Mitglied der Bekennenden Kirche auch ein unerschrockener Protestant, oft sogar mit Humor gesegnet.

Dieser mecklenburgische Großvater hat meine Kindheit stark geprägt, weil die Großeltern, bis ich vierzehn war, mit in unserem Haus im hessischen Dorf Wehrda bei Bad Hersfeld wohnten, und auch die Jugendzeit, weil mein Vater früh starb. Meine ersten veröffentlichten Texte hat mein Vater nicht mehr erlebt, aber der Großvater. Und der hat sie nicht nur nicht verstanden, sondern auch heftig kritisiert und mich dafür immer wieder am Rand der Hölle und Verdammnis gesehen und darüber brieflich und mündlich mit mir gestritten. Auch das hat mich stimuliert. Ich lernte, mit Widerspruch umzugehen und mich nicht einschüchtern zu lassen. Und lernte, den Alten trotz seiner großenteils vorgestrigen Ansichten zu respektieren.

Im Roman „Die Liebesgeschichtenerzählerin“ (2016) habe ich seine komplexe Gestalt (aus der Perspektive seiner Tochter) zu beschreiben versucht: als Kind im Bankrott des Gutshofs seiner Eltern, als Kadett, als Erziehungsoffer der Kaiserzeit, als Täter, als Verdränger und militanter Nicht-Denker im Krieg, dann als mutiger Mann gegen die Nazis. Als man auch im Bürgertum und Adel zu Hitler überlief, fuhren meine Großeltern zum Beispiel von Bad Doberan nach Rostock, um sich bei einer Wahlkampfrede ein eigenes Bild von Hitler zu machen. Danach verfügte er: „In diesem Haus wird Adolf Hitler nicht gewählt!“ - weil der sich über Gott stellte und ohne Hilfe Gottes Politik machen wollte.

Was mich an ihm aber am meisten fasziniert hat, war sein Paulus-Erlebnis, seine Wandlung vom absolut kaisertreuen zum absolut jesustreuen Mann, vom menschenmordenden U-Boot-Kapitän zum volksmissionarischen Prediger und Menschenfischer, der Umstieg von der kaiserlichen Uniform in die protestantische Uniform, der Wechsel vom Schießen zum Wort. In hohem Alter hat er dankenswerterweise seine Erinnerungen aufgeschrieben, nicht so schmissig wie Martin Niemöller „Vom U-Boot zur Kanzel“, aber ein ähnlicher Weg vom U-Boot zur Kanzel. Für uns Nachfahren ein sehr nützliches Geschenk, das immer wieder zur Auseinandersetzung mit ihm einlädt.

Mir haben diese Erinnerungen zum Beispiel zur Einsicht verholfen, großväterlicherseits ein Urmecklenburger zu sein. Und ohne dies Bewusstsein wäre ich nicht gleich nach dem Mauerfall schon durch Mecklenburg und über die Insel Rügen gefahren und gelaufen mit dem leisen Fieber eines eigentlich albernen historischen Verbindungsgefühls zu Orten und Landschaften, wo einst Vorfahren gelebt hatten, deren Namen ich nur aus dem Stammbaum kannte. Und dies Bewusstsein hat gewiss mitgespielt, als ich mich zu dem kühnen Unterfangen entschloss, die Geschichte des Klaus Müller aus Rostock nachzuschreiben, den „Spaziergang von Rostock nach Syrakus“. Ebenso bei dem Roman „Die Liebesgeschichtenerzählerin“, die Geschichte meiner Tante, die übrigens auch für einige Semester diese Universität besucht hat.

Bei all dem habe ich von den „Erinnerungen“ sehr profitiert. Und ich wünschte mir, dass noch mehr meiner Verwandten ihre Erinnerungen festgehalten hätten - nicht nur wegen der möglichen Schriftstellerausbeute, sondern weil das eine erinnerungsstiftende und besonders nachhaltige, respektfördernde Maßnahme für die zumeist unterschätzten Vorfahren ist. Bei den Nachfahren kommen irgendwann die Fragen auf, wie die oder der eigentlich gelebt hat und durch die verdammt schwierigen Zeiten gekommen ist, fast immer fragt man zu spät, nach dem Tod der Betroffenen, darum sind diese schriftlichen Zeugnisse so wichtig.

Da man von Akademikern immer mal wieder praktische Ratschläge fürs Leben verlangt, möchte ich heute in diese Runde rufen und durchaus auch im Sinn des Rostockers Walter Kempowski, auch ein Ehrendoktor dieser Universität übrigens, möchte ich diesen Rostocker Appell verkünden: Leute, schreibt eure Lebenserinnerungen! Ab Mitte Sechzig sollte jede und jeder zum Stift oder in die Tasten greifen und so ausführlich und ehrlich wie möglich das eigene Leben beschreiben. Wenn nicht für die Kinder, dann für die Enkel, die Freunde, die Archive. „Wer schreibt, der bleibt“ ist eine Phrase, aber schon fast wieder innovativ in einer Zeit, in der kaum noch Briefe geschrieben werden, Farbfotos verblassen, Digitales früher oder später nicht mehr kompatibel sein wird. Man muss ja nicht gleich so anmaßend sein, bleiben zu wollen, es reicht schon, ein bisschen zu erzählen. So weit der Rostocker Appell vom 24. Oktober 2019.

Aber zurück zum Prediger, natürlich ist er nicht allein für meine Entwicklung zum Anti-Prediger oder Nicht-Prediger verantwortlich. Neben dem autoritären Großvater, dem durch Deutschland reisenden Volksmissionar, standen mein Vater, ein vergleichsweise liberaler Pfarrer und weltoffenerer Kanzelredner als sein Schwiegervater, meine Mutter und die Großmutter und sowie die nähere Verwandtschaft in festgefügter Frömmigkeit. Das lief bei den Kindern, zumindestens bei mir, dann doch auf eine Überdosis an Religion hinaus. Also auch auf eine Gegentherapie, den Zweifel, das Fragen, den Witz. Erziehung läuft ja oft gegensinnig. Die Kinder von Funktionären werden oft Dissidenten, die von Kapitalisten nicht selten soziale Wohltäter, die von Pfarrern, Rabbis und Imamen Kirchenkritiker, und so weiter. Was mich angeht, ich weiß nicht, ob ich ohne die christlichen Gebote und Verbote so früh schon meine Rettung im inneren und äußeren Ungehorsam gesucht hätte, ob ich ohne den geforderten Glauben an kirchliche Wahrheiten ein so fröhlicher Skeptiker geworden wäre und ohne die permanente Verkündung von Gewissheiten die Neigung zur Neugier, zur Differenzierung, zur intelligenten Überraschung, zur produktiven Verwirrung, zur Phantasie, zur Heiterkeit, zur Ästhetik, zu den schönen Künsten so früh und so entschieden entwickelt hätte.

Alle um mich herum waren gläubig und strengten sich an, die Menschen zu bessern und zu ihrem Seelenheil zu führen. Und ich frage mich manchmal, wie sehr mich diese Absichten geprägt haben und wie diese Prägung meine Literatur beeinflusst, befördert oder beschädigt hat. Denn es gibt da ja untergründige Verbindungen. Auch ich sehe es gern, wenn Kunst und insbesondere die Literatur, wenn die „ästhetische Erziehung“ im Schillerschen Sinn die Menschen reicher, offener, empathischer, urteilsfähiger, vielleicht sogar besser macht - ohne ihnen Versprechungen anzubieten. Das führt dann schon mal zu der Frage: Wie weit ist das ethische Fundament der Religion verwandt mit den ethischen Fundamenten und Nebenwirkungen der Kunst, genauer der Literatur? Wann werden, im glücklichsten Fall, Ethik und Ästhetik eins? Bei solchen Überlegungen muss allerdings der zentrale Unterschied immer deutlich bleiben, den der alte Goethe in einen Satz gefasst hat: „Die Poesie lässt gelten, die Religion will gelten.“

Die Poesie lässt gelten, will nichts behaupten, will „die Zugänge zwischen den Menschen offenhalten“, wie Elias Canetti meinte. Die Literatur verspricht keine Gewissheiten, verfolgt

keine direkten Zwecke, macht keine Versprechungen, schon gar keine Hoffnungen aufs Paradies. Sie ist vielleicht sogar das Paradies, zusammen mit den anderen Künsten Musik, Malerei, Film usw. Sie bleibt dennoch subversiv, ist auf die Zerstörung von Versprechungen und Gewissheiten und Gemeinplätzen aus, sie setzt auf Neugier, Phantasie, Offenheit, Präzision, Widerspruch, auf das Spielerische, setzt nicht auf „die Wahrheit“, sondern auf die Suche nach den Wahrheiten. Das bisher Ungesagte nimmt sprachliche Gestalt an, wenn Literatur, wie Italo Calvino sagt, „dem Stimme verleiht, was ohne Stimme ist ... besonders dem, was die politische Sprache ausschließt oder auszuschließen versucht, die im Individuum und in der Gesellschaft unterdrückten Tendenzen.“

2

Warum ich immer noch die altmodische „ästhetische Erziehung des Menschen“ für ein topaktuelles gesellschaftliches Ziel halte, warum ich hier eine entscheidende Brücke zwischen traditio und innovatio sehe, kann das Zitat eines dritten modernen Klassikers erklären: “Die Ästhetik,” sagte Joseph Brodsky in seiner Nobelpreisrede, “ist die Mutter der Ethik: Unsere Kategorien von ‚gut‘ und ‚schlecht‘ sind zuallererst ästhetischer Natur (...) Jede ästhetische Wahl ist eine hochindividuelle Angelegenheit, und die ästhetische Erfahrung ist immer privater Art. Jede neue ästhetische Realität lässt diese Erfahrung noch privater werden, und diese Art Privatheit, die sich manchmal als literarischer oder sonstiger Geschmack tarnt, ist zwar keine Garantie, aber doch eine wirksame Verteidigung gegen jede Form von Versklavung. Ein Mensch mit sicherem Geschmack, besonders in Stilfragen, ist nämlich weniger anfällig für die primitiven Refrains und rhythmischen Beschwörungsformeln, die jeder Art von politischer Demagogie eigen sind.”

Darum sind Leute mit Bildungshunger und Leselust, man muss das gerade in akademischen Kreisen und in Zeiten zunehmender Lesefaulheit und Leseschwäche offensiv sagen, in aller Regel auch die mit dem weiteren Horizont und Einfühlungsvermögen. Sie sind als Unterwerfungsobjekte nicht besonders brauchbar. Menschen, die sich auf Literatur einlassen, sind nicht so leicht zu unterdrücken, politisch zu manipulieren – denn wer liest, der fragt auch und lernt zu zweifeln. Leute mit Phantasie und Neugier, mit der Lust aufs Zuhören sind nicht sehr empfänglich für Lügenbarone, Generäle, Bürokraten, Ayatollahs und Meinungsvereinheitlicher welcher Art auch immer. Damit gehören sie zur eigentlichen

Avantgarde, dem Salz der Gesellschaft, den wirklich fortschrittlichen, zukunftsorientierten, zukunftsstauglichen, wahrhaft innovativen Kräften, obwohl sie sich nie so nennen würden.

Wer sich zu Büchern hingezogen fühlt, von Romanen bewegen, vielleicht sogar von Gedichten entzücken und irritieren lässt, wer nicht leben will ohne die schwer in Worte zu fassenden Sprachen der Musik und der großen Bilder, wer nicht verzichten will auf die Irritationen und Bewusstseinsweiterungen durch Theater und Filme – ist nicht schlauer als andere, als Rechtsanwälte, Informatiker, Makler, Politiker, Genetiker und all die wissenschaftlichen Experten, die an unserer Zukunft basteln. Aber sie oder er will mehr wissen über das Leben als die anderen. Stark genug, die eigenen Ansichten hin und wieder in Frage stellen zu lassen, wissen diese Leserinnen und Leser, dass Bücher die Dummheit gefährden – nicht alle Bücher, aber doch erstaunlich viele. Sie geben sich nicht mit schnellen Antworten zufrieden. Sie suchen das Vielfältige, nicht das Einfältige, Einförmige. Sie haben Gefallen an sprachlichen Spielen, Melodien, Figuren. An Individualität und Eigensinn. Sie wissen, dass menschliches Leben sich nicht auf Ja-Nein, In-Out, Gut-Böse, Like-Dislike usw. oder ähnliche Formeln reduzieren lässt. Damit wissen sie mehr als die meisten, jedenfalls mehr als die, die alles der Rationalität des Geldes oder Rationalität von Paragraphen oder dem Wischundweg der Bilder unterwerfen und damit jetzt schon verarmt und gescheitert, jetzt schon von gestern sind.

Spätestens in zehn Jahren werden die Experten, die heute nur die sogenannte Effizienz gelten lassen, jammern und fordern: ja, wir brauchen mehr Lesebildung, mehr Geisteswissenschaften, mehr Kunstsinn! Denn meine scheinbar altmodische und altbanale These, die ja nicht nur meine ist, wird einerseits von der Erfahrung, andererseits und noch viel mehr von der neuesten Hirnforschung und Bildungsforschung bestätigt: Ohne musische Fähigkeiten gibt es keine gesellschaftlichen Fähigkeiten, ohne Emotionalität keine Vernunft, ohne ein Sensorium für die Künste gibt es kein Sensorium für Demokratie und Freiheit, ohne den Erfahrungsschatz aus der Literatur, beispielsweise, steuern wir in die Barbarei, wie Daniel Barenboim auf seine bündige Art zu sagen pflegt: “Wer die Literatur, die Kunst, die Bildung, also den Dialog nicht fördert, der fördert den Egoismus, den Vandalismus, den Terrorismus.” Punkt.

Nun haben Sie mich doch dazu verführt, meine Damen und Herren Theologen, eine Art Predigt zu halten. Sei's drum. Ich möchte Ihnen zum Abschluss noch von einer zweiten Erleuchtung erzählen, nein, nicht von mir, vielmehr von einer Romanfigur.

In meinem neuen Roman „Wenn die Chinesen Rügen kaufen, dann denkt an mich“ hat der Erzähler, ein kurz vor der Rente entlassener, allzu wirtschaftskritischer Wirtschaftsjournalist, bei einer S-Bahn-Fahrt in Berlin eine Art Erleuchtung - und natürlich dürfen Sie dabei auch an die ganz andere Erleuchtung meines Großvaters denken. Der Journalist hat in den Tagen zuvor Thomas Manns „Joseph und seine Brüder“ gelesen, zur Ablenkung vom Ärger über die Zeitung, die ihn gefeuert hat. Er notiert unter dem 18. 1. 2018:

„Den Kopf voll mit Joseph und dem alten Ägypten, stieg ich vor ein paar Tagen in die Ringbahn, fuhr einmal die ganze Runde, Berlin und seine vielfältigen Rückseiten in 60 Minuten, und las in der Süddeutschen Zeitung von einer Wissenschaftlerin, die spezialisiert ist auf das chinesische „Social Credit System“. Man wird sich die Abkürzung SCS merken müssen, die staatliche Rundumkontrolle jeder Lebensregung inklusive Belohnung und Bestrafung (nicht mehr in ein Flugzeug oder einen Schnellzug steigen zu dürfen, klingt uns Westlern besonders in den Ohren). Noch gibt es kein einheitliches System, es sind verschiedene in der Testphase, von acht Firmen mit unterschiedlichen Konzepten und Breitenwirkungen. Man setzt auf „Gamifizierung“, es soll alles wie ein Spiel sein. Es sei kein Zwang von oben, sondern ein Druck von allen Seiten. Es fließen nicht nur Daten von Behörden, Geschäften, sozialen Medien ein, auch die Bewertung von Freunden, Nachbarn. So will man für Ehrlichkeit und gegen Korruption kämpfen. Ab 2020 wird alles auf ein System vereinheitlicht und exportreif gemacht.

Ich saß in der S-Bahn im halbrottigen, januartrüben Berlin der Gegenwart zwischen überwiegend abweisenden Gesichtern und dachte: Gamer ist doch jeder gern, wie lange wird es bei uns dauern, bis die Leute, die meisten Leute überzeugt sind, sich dank der vielen Kameras sicherer zu fühlen, das Leben durch Überwachung vereinfachen und die Ordnung von oben diktieren zu lassen? Bis sie in der elektronischen Welt ihre Geborgenheit und neue Heimat finden?

Im Kopf hatte ich noch die alten Konflikte des Wohlverhaltens vor Gott in der Josephs-Vergangenheit des Romans und in der neuen Zeitung die Wohlverhaltensdiktatur der Zukunft und fühlte mich glücklich! Da die Vergangenheit, da die Zukunft, begreife den Reichtum

deiner Gegenwart, so ähnlich pathetisch blitzten die unfertigen Gedanken. Ein kleiner Moment der Erleuchtung, irgendwo zwischen Ostkreuz, Treptower Park und Neukölln. Ich sah mich um und hatte den Eindruck, der einzig glückliche Fahrgast zu sein. Richtig glücklich, dass ich, dass wir die Zwischenphase erwisch haben, eine Gesellschaft, die nicht vom Gehorsam geprägt ist. Ahnungslos drehen wir unsere S-Bahn-Runden, hecheln voran auf unserm banalen kleinen Lebenslauf und merken nicht, in welcher relativ glücklichen Epoche wir strampeln.

Die Schreiber meiner Zunft, denke ich jetzt, die Schreiber aller Sorten tun zu wenig dafür, diese Zwischenphase bewusst zu machen und die Freiheit hochzuhalten. Sie könnten zum Beispiel die Schleppsäcke und Schnapphähne, die Cum-Ex-Steuerdiebe und Staatsbankräuber bissiger und hartnäckiger anklagen, die mit ihren Tricks zur Erosion des Staates und der Demokratie beitragen und damit - zum Ausbau der Seidenstraßen samt SCS-Kameras bis zum Starnberger See“ - und bis nach Rügen, ergänze ich jetzt. Aber wie es dazu kommen könnte oder was der Mecklenburger sich hier für Vorpommern ausgedacht hat, will ich Ihnen hier und heute nicht verraten.

Bleiben wir bei dieser „Neuköllner Erleuchtung“, wie ich sie nenne:

zu begreifen, in einer relativ glücklichen Epoche mit verfassungsmäßigen Grundrechten zu leben und nicht in einer Gehorsamsgesellschaft, weder in einer alttestamentarischen, noch einer kaiserlichen, noch einer nazististischen, noch einer sozialistischen und noch nicht in einer chinesischen Gehorsamsgesellschaft. Und dafür zu arbeiten, dass das so bleibt, jede an ihrem, jeder an seinem Ort.

Ich danke Ihnen.